Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1897

88 (14.4.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 86

Visual Library

Nr. 86. **Karlsruhe, Mittwoch, den 14. April** **1897**

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt

Sneewittchen. (9)

Roman von A. J. Mordtmann.

(Nachdruck verboten.)

„Ach freilich — aber Sie wissen, den können wir in Sexta nicht ersetzen — und Professor Ulrich steht auch schon nahe an der Pensionierung, der hat keine Lust mehr, die Odyssee und den Xenophon aufzugeben — also sind Sie wirklich, teils durch Glück, teils durch eigenes Verdinst so weit vorgeschoben, wie man es sonst in Ihrem Alter nicht zu sein pflegt."

„Sie sind zu gütig, Ehrwürden. Ich kann meinen Vorgesetzten nie genug für das Wohlwollen danken, das sie mir bewiesen haben."

„Nur nach Verdienst, mein Lieber, nur nach Verdienst. Nun aber, Herr Doktor — paullo maiora canamus — wissen Sie, welche Stunden dem Ordinarius in Secunda zufallen?"

„Die Ilias, der Cicero, die griechischen Extemporalien und Exercitien — und die Religionsstunden."

„Und die Religionsstunden! Ja, ja — Sie nennen die Religion zuletzt, als wenn sie unwichtiger wäre als Homer und Cicero und die griechische Scriblerei. Das ist sie aber keineswegs, ganz und gar nicht."

„Sie fiel mir nur zuletzt ein."

„Das ist es eben, mein junger Freund, das ist charakteristisch."

„Last not least, Ehrwürden."

„O lassen Sie doch das Ehrwürden! Wir reden hier als gute Freunde miteinander, nicht wie ein Hauptpastor mit einem Beichtkinde. Jetzt wollen wir einmal zu der Sache kommen, die mich eigentlich veranlaßt hat, Sie zu mir zu bitten. Mir ist da ein Brief zugegangen von einem Herrn — ich wollte ihn hinwünschen, wo der Pfeffer wächst, wenn das ein christlicher Wunsch wäre! Na, er hat nun einmal geschrieben, und wenn ich die Sache unbeachtet lasse, so geht der Spektakel in allen Blättern los, daß einem angst und bange wird!"

„Ich habe keine Ahnung, um was es sich handeln kann."

„Natürlich nicht! Wer kann auch alle Thorheiten und Allotrien behalten, die er jemals begangen hat!" Zarnow sah lächelnd auf die Stirnnarbe seines Gegenüber, redende Zeugnisse aus den Studentenjahren des alten Herrn. „Also da schreibt so ein Zionswächter, es hätte neulich einer der Herren Lehrer ambulando auf dem Spielplatz zu einigen Primanern die ganz unerhörte — ja, so schreibt er wirklich, der brave Klempnermeister — die ganz unerhörte Aeußerung gethan, einen wirklich konkludenten Beweis für das Dasein Gottes gebe es nicht."

„Der Klempnermeister wird das freilich nicht fassen können."

„Der Lehrer, der sich dieser Aeußerung schuldig gemacht hat, sollen Sie gewesen sein, Herr Doktor Zarnow. Ist das so? Haben Sie das oder Aehnliches gesagt?"

„Allerdings, und ich sehe auch nichts Böses darin."

„Sachte, mein Lieber, darüber wollen wir uns eben verständigen. Ich meine, diese Aeußerung hätten Sie nicht thun dürfen, auch wenn Sie von der Richtigkeit Ihrer Ansicht überzeugt wären. Sind Sie das?"

„Sind Sie es nicht, Herr Pastor?"

Ritzau schob verdrießlich das Käppchen, das er trug, von einem Ohr auf das andere.

„Lassen wir doch das!" sagte er. „Das ist ja nicht die Frage. Ich will einmal annehmen, Ihre Behauptung wäre begründet. Es ist aber auch dann nicht weise und vorsichtig, junge Leute in Subtilitäten und Spitzfindigkeiten einzuweihen, für deren Beurteilung und Würdigung sie denn doch noch nicht die nötige Reife des Verstandes haben."

„Darf ich mich ganz offen und rückhaltlos verteidigen?"

„Dafür sind wir ja als Freunde zusammen. Das fordere ich von Ihnen. Also?"

„So darf ich mir wohl — was ich mir sonst nicht herausgenommen haben würde — die Frage erlauben, ob sie nicht auch jene Periode des Zweifels und der inneren Kämpfe durchgemacht haben, die keinem Menschen, wenn er anders seine Gedanken den höchsten Dingen zuwendet, erspart bleiben?"

„Sehr wahr. Nur ein Stumpfsinniger wird das Gegenteil von sich rühmen können. Jene finsteren Tage, jene schlaflosen Nächte, jenes Grübeln, jenes ohnmächtige Bohren und Sinnen ist auch mir nicht fern geblieben. Aber was beweisen Sie damit?"

„Alles, Herr Pastor. Der junge Mensch, der die Universität bezieht, nach seiner und seiner Eltern Meinung fest im Glauben und gefeit gegen alle Zweifel, gerät in die schlimmste geistige Bedrängnis, sobald ihm dort die Stützen, die er für ganz unantastbar hielt, weggezogen werden. Daß dies nicht ausbleibt, daß es vielmehr sehr bald geschieht, das werden Sie sicherlich nicht bestreiten, Herr Pastor!"

„Wie käme ich dazu, eine so allbekannte und unleugbare Sache zu bestreiten? Aber gerade das spricht gegen Sie. Welchen Nutzen können Sie davon erwarten, daß Sie die Stütze ein paar Jahre früher fortziehen, also dann, wenn der junge Mensch noch weniger fähig, wenn er gar nicht im stande ist, den Kampf zu bestehen, der unausbleiblich ist, aber später einen besser ausgerüsteten Streiter vorfindet."

„Darauf könnte es nur eine Antwort geben, wenn die Frage richtig gestellt wäre. Aber — verzeihen Sie meine Kühnheit — die Fragestellung ist falsch."

„Bitte, erklären Sie sich."

„Nach meiner Ansicht ist jene Periode des Zweifels, die ja für viele leider zur vollständigen Abkehrung vom Glauben führt, darum so verhängnisvoll, weil der Jüngling Grundlagen, die er für felsenfest hielt, ins Wanken kommen sieht. Was folgert er daraus? Daß es überhaupt keine verlässigen Grundlagen für jenen Glauben giebt. Ganz anders aber, wenn ihm

vorher schon gezeigt wurde, daß er sich auf jene Grundlagen nicht unbedingt verlassen dürfe, daß er sich darauf vorbereiten müsse, sie wegfallen zu sehen und für andere zu sorgen; dann wird die Krisis ihrer schlimmsten Gefahr beraubt. Wer da meint, ein Schiff, dem er sich anvertraut, könne niemals untergehen, wird nicht schwimmen lernen, und wenn dann der Schiffbruch erfolgt, sinkt er unter, hilflos und schwerfällig wie ein Stein. Wer aber dem Fahrzeug nicht Unverletzbarkeit zutraut, wird schwimmen lernen, und wenn das Schiff zu Grunde geht, im stande sein, schwimmend das Land zu erreichen. Vielleicht ist dies zu weit entfernt, seine Kräfte reichen nicht aus, und er ertrinkt doch. Vielleicht! Aber der andere ertrinkt gewiß."

Das Gleichnis fand den Beifall des erfahrenen Kanzelredners.

„Gut ausgeführt", bemerkte er freundlich. „Aber Bilder und Gleichnisse sollten dazu dienen, den Sachverhalt zu klären und zu erhellen, nicht, ihn zu verschleiern und zu verdunkeln. Und, wenn ich genauer zusehe, scheint mir dies denn doch bei Ihrem Bilde der Fall zu sein."

„Wieso? wenn ich fragen darf."

„Nehmen wir an, das Schiff in Ihrem Bilde sei die Beweisführung für das Dasein Gottes. Dies Schiff ist ja, auch das sei zugegeben, nicht unverletzlich. Was aber ist jene andere Stütze, was verstehen Sie in der Religion unter der Kunde des Schwimmens?"

„Die Forderungen der praktischen Vernunft."

„In welchem Sinne?"

„Die reine Vernunft weiß von Beweisen für die Grundlagen der Religion nichts. Wenn ich die Jünglinge schwimmen lehren will, so heißt das, sie sollen lernen, sich auf die Postulate der praktischen Vernunft zu stützen."

„Das läßt sich hören", sagte der Hauptpastor. Aber wenn er auch mit der Theorie des jungen Lehrers einverstanden war, so verwarf er doch seine Praxis. Nicht ohne Humor führte er aus, daß, wenn die reine Vernunft auch Aufrichtigkeit und folgerichtiges Handeln nach Grundsätzen verlange, die praktische Vernunft doch Ausnahmen statuiere. Und eine solche Ausnahme liege hier vor. Die Religionsstunden in der Secunda fingen mit den Beweisen für das Dasein Gottes an, und da sei doch absolut unzulässig, wenn der Lehrer privatim erklärte, alle von ihm offiziell vorgetragenen Beweise leisteten nicht das, was von ihnen vorgegeben werde.

Zarnow wollte sich nicht überzeugen lassen, Ritzau bestand auf seiner Ansicht, und nach einstündiger Unterredung war man von einer Einigung noch genau so weit entfernt wie zu Anfang. Endlich sagte der würdige Pastor:

„Beschlafen Sie sich die Sache, mein Freund. Guter Rat kommt über Nacht. Vergessen Sie nicht, daß von Ihrem Entschluß die Möglichkeit für Sie abhängt, Ordinarius für Secunda zu werden. Nicht Heuchelei wird von Ihnen verlangt, sondern nur ein wenig Zurückhaltung. Ich erwarte bis übermorgen Ihren schriftlichen Bescheid."

Zarnow stand auf, um zu gehen.

„Noch ein Wort, mein lieber Freund", begann der Geistliche noch einmal. „Man sagt mir, Sie wären mit einem hübschen und reichen Mädchen verlobt. Ist das wahr?"

„Nur halb. Ein offizielles Verlöbnis hat noch nicht stattgefunden. Aber Fräulein Cäcilie Friedrichsen hat mir versprochen, meine Frau zu werden."

Ritzau nickte gedankenvoll. „So ist es — ja — das hat man mir so unter der Hand mitgeteilt. Sie sind ein glückliches Menschenkind."

„Ich weiß, daß ich viel glücklicher bin als ich verdiene."

„Ach Thorheit! Wer wird so reden! In Ihrem innersten Herzen denken sie doch anders. Nur sein Unglück verdient der Mensch niemals, sein Glück immer. Aber ich möchte noch eins von Ihnen hören, nämlich, ob — ja — wie soll ich es gleich in Worte fassen, ohne Sie zu beleidigen?"

„Vielleicht darf ich so kühn sein, Ihre Meinung zu erraten und darauf zu antworten," versetzte Zarnow lächelnd. „Die Aussicht, der Gatte einer reichen Frau zu werden, ist ohne allen Einfluß auf mein Handeln. Ich würde genau ebenso auftreten in Worten und Thaten, wenn ich ganz allein auf meine Arbeit angewiesen wäre."

„Friesischer Dickkopf!" murmelte der Pastor nicht unfreundlich. „Na, ich wünsche Glück, und hoffe, Fräulein Cäcilie doch noch einmal als Frau Professor begrüßen zu können. Also lassen Sie sich Zeit zum Ueberlegen. Auf Wiedersehen."

Fritz Zarnow ging nach Hause und war so in Gedanken vertieft, daß er nicht bemerkte, wie fröhlich die Sonne auf die alte Hansastadt herunter schien und sich in den kleinen Straßenpfützen spiegelte, die noch vom nächtlichen und vormittäglichen Regen zurückgeblieben waren. Erst auf dem Steinweg schüttelte er mit einer Kraftanstrengung die unerfreulichen Gedanken ab, die ihn quälten, und trat in eine Weinstube ein, um sich noch mehr zu zerstreuen.

Die sonst von Kaufleuten stark besuchte Wirtschaft war ziemlich leer. Auch hier machte sich die Krisis fühlbar, die in allen Lebensadern der blühenden Handelsrepublik das nährende Blut langsamer und stockender fließen ließ. An einem Nebentische saßen einige Herren, die Zarnow nicht kannte, und was sie bei einem „Pohlschen" Rotwein sprachen, drehte sich um das, was in jenen schlimmen Tagen alle Gemüter ausschließlich beherrschte.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Nacht.

Humoreske von Emma Andriano.

Charsamstag. — Nach stürmischen Regentagen wölbte sich ein tiefblauer, wolkenloser Himmel über der schmucken, badischen Residenz mit ihren breiten Straßen und modernen, stattlichen Häuserfronten.

Die blanken Spiegelscheiben der Villen des Westendes glitzerten im Sonnenschein. Sachte, ganz sachte, wie eine weiche, kosende Hand strich ein Lüftchen über das schüchtern keimende Strauchwerk der Vorgärten und die noch kahlen Bäume des gegenüber liegenden Waldes, ein Lüftchen so eigen und wunderbar, als trüge es den Frühling auf seinen Schwingen.

Unter den schwerfälligen, von Alltagssorgen geplagten Menschen spürten freilich nur wenige, mit feinen Sinnen begabte, den duftenden Atem des Lenzes, nämlich die Dichter und — die Verliebten. Diesen wurde es mit einemmale leicht und frei um's Herz . . . . . .

Zu keiner der genannten Sorten von Menschenkindern gehörte sicherlich der Rentier und Stadtverordnete Herr Hugo Sprittmeier, ein ehemaliger Weinhändler. Mochte durch die offen stehende Balkonthüre noch so heiter und traulich Frau Sonne herein lachen, sein wohlgenährtes Gesicht entbehrte jeder Frühlingsverklärung. Auch in den kleinen Aeuglein war von Lenzbegeisterung nichts zu lesen. Nur ein heilloser Zorn flammte daraus und seine fleischigen Wangen hatten eine krebsrote Färbung angenommen. Mit wuchtigen Schritten durchmaß er das geräumige, höchst „stilvoll" ausgestattete Speisezimmer, in abgerissenen Sätzen allerlei verworrenes Zeug vor sich hin brummend, wie: „E'nette B'scheerung deß, — wenn der — o, Du Zukunftsminischter, Du heimdückischer, langbeiniger, miserablichter, deß kann ah nor mir basire, so eme Erzbechvogel!"

In seiner maßlosen Erregung beachtete Herr Hugo Sprittmeier nicht, daß am Eingange zum Nebenzimmer, halb verhüllt durch die schweren Wollportièren, eine Dame stand, so in den besten Jahren, noch auffallend hübsch und in sehr aparter Frühjahrstoillete. Sie belustigte sich sichtlich über die Wut des Hausherrn, während es in ihren hellen, blauen Augen schalkhaft blitzte. Sie kannte ihn ja, ihren grimmigen Brummbär mit dem erregbaren und doch so harmlosen Gemüte. Was für ein Wolke mochte nur wieder sein sorgloses Dasein getrübt haben.

„Awer Babe, was isch denn los?" fragte sie, näher tretend, mit ihrer vollen sympathischen Stimme. „Du dobsch ja grad als wie en Wilder. Gell Du hasch widder dein Vadderstadt mit einer Red beglücke müsse un derfor hawe se Dich g'heerig ausg'lacht uff em Rathaus. Ganz recht! Wie oft haw ich Dir schon g'sagt, lass' als Dein Weisheit ruhe dort drowe an dem lange, grüne Disch un sag ja un Aamen mit denne von der nationalliberale . . ."

„Weiwerg'schwätz, einfältiges!" rief der Rentier ungeduldig in den Redestrom seiner Frau hinein.

Diese respektlose Bezeichnung reizte natürlich die würdige Dame zur weitgehendsten Opposition. Sie nahm eine unnahbare Haltung an, was ihr vorzüglich gelang und sagte mit Nachdruck: „Noo nix iwer uns Dame! — Du waisch, ich g'heer zu denne, wo pardu kein Unterdrückung dulde. Schulder an Schulder wolle mir mit dem Mann arweite und kämpfe. Mir sinn bereit, die gleiche Pflichte zu iwernemme, fordere derfor aber ah die gleiche Rechte."

„Bisch jetzt ferdig?" fragte Herr Hugo Sprittmeier giftig, als seine Gattin schwieg. „Deine Klugheit geht ja ballvoll iwer em Salomon seine."

„Iwer Deine wenigschtens geht se, liewer Hugo. 'Sisch nor schad, daß da derzu net viel g'heert."

Der liewe Hugo schnitt eine fürchterliche Grimasse. „So mach emal en Vers dadruff, Du Weisheitsgöddin," brummte er, indem er eine Visitenkarte größten Formats vom Tische nahm und seiner erstaunt aufhorchenden Gattin vorlas:

„Euer Hochwohlgeboren!

Da ich seit einiger Zeit täglich durch Kinderlärm über mir in unausstehlicher Weise belästigt werde, sehe ich mich veranlaßt, noch auf das April-Quartal auszuziehen. Die Räume sind täglich in den Stunden von 10 bis 12 und 3 bis 5 Uhr anzusehen. Sollte die Wohnung wider Erwarten auf diesen Termin nicht vermietet werden können, so trage ich natürlich, der verspäteten Kündigung wegen, die Kosten bis zum Juli.

Hochachtungsvoll ergebenst
Dr. Franz von Clor, Ministerialrat."

„Daß Dich der Deufel hol!" Mit diesem christlichen Segenswunsche warf der Rentier die Karte auf den Tisch.

„Also wege unserm Enkele, ich bin wirklich sprachlos!" rief Frau Sprittmeier tief gekränkt. Trotz dieser Versicherung fuhr sie, ohne Atem zu schöpfen, fort: „Da hawe mir ja widder en neuer Beweis von dem beispiellose Egoismus der Herre. So en hartherziger Pedant! Net e mal e dreijährigs Kindle soll sich seines Daseins freue. Awer er derf net ausziehe, der verehrliche Herr Minischterialrat!"

Der dicke Rentier warf seiner Frau einen spöttischen Blick zu. „Du hebsch en."

„Ich net, — awer Du, liewer Hugo."

„Ich?"

„Freilich. — Du machsch em e Visit."

„Ah noch vollschter! Am End im Frack und in der weiße Hallsbind un duh en Kniefall wie en Dürk vor em Sultan!" brauste Herr Sprittmeier auf und begann von neuem in der Stube hin und her zu laufen.

Gelassen ließ sich Frau Sofie in einen Sessel nieder, lehnte sich bequem zurück und sprach mit wahrhaft imponierender Ruhe: „Deß isch net nötig, alter Hitzeblitz, awer Du red'sch ihm zu, 's Logie zu b'halte, indem Du ung'fähr sagsch, es däht dir leid, den ehrenvolle, angenehme Mieter zu verliere. Er möcht so gut sein un sich die Kündigung iwerlege, nor bis Morje früh. Un heut Awend schicksch em e Dutzend Flasche Auserlesener nunder."

Der Rentner Sprittmeier hatte seine Promenade unterbrochen und zpinkerte verständnisvoll aus pfiffig zugedrückten Aeuglein. Als Liebhaber eines guten Tropfens war er zu sehr von dessen Unwiderstehlichkeit überzeugt, als daß ihm nur im Entferntesten in den Sinn kam, einer solchen Lockung könne ein Sterblicher widerstehen, oder sie möglicherweise gar übel nehmen, — ah was!

„Heilig Donnerwetter noch emal," stieß er hervor, „an meinere Sofie isch wahrhaftig der bescht Diblomat verlore gange!"

„Un da werd net lang g'fackelt, Hugo, sondern schlede pede werd nunder gange."

„Awer Liewe, ich muß mer doch zerscht e bisle e Red ausdenke," meinte der Hausherr, sich gedankenvoll über den beginnenden Vollmond fahrend.

Sofie brach in helles Lachen aus. „Ich sag's ja, Du bisch und bleibsch halt unverbesserlich. E Red muß g'halte werre. — Nix da, frisch vun der Lewer weg, grad wie Dirs einfalt, sagsch Dem Sach."

„Sofie," sagte Hugo nach einer Pause, „ich mein als, Du sollsch nunder gey'n."

„Ich? — Du bisch ja der Mann, der Held, der Redner!" rief Sofie belustigt.

„Waisch, ich kann so en Bittgang mit meiner Würde als Schtadtverordneter unmöglich vereinige."

„Awer ich mit meinere Frauenwürde?" entgegnete Sofie. „Ja, ja, bei Dir sinn d'Ausrede billig wie d' Brombeere. — Doch ich seh' ein, 's isch am End besser, wann ich's selwer b'sorg."

Rasch entschlossen erhob sie sich und trat vor den Spiegel, um die Bandschleifen ihres resedagrünen Kapotthütchens graziös zu schlingen. Dann streifte sie die rehbraunen Dänischen über die weißen, ringgeschmückten Hände und rauschte nach einer neckischen Verbeugung mit vornehmer Grazie hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — —

Im Parterre der überaus elegant und bequem gebauten Villa des Rentiers Sprittmeier wohnte der Großherzogliche Ministerialrat Dr. Franz von Clor.

Clor war noch unvermählt, obgleich er das Schwabenalter bereits überschritten. „D' Korasch fehlt ihm," urteilte Frau Sofie kurzweg.

Wenn man den Ministerialrat um den Grund gefragt, er hätte ihn wahrscheinlich nicht anzugeben vermocht. Vielleicht fehlte ihm die Zeit zur Liebe und Courtoisie. Aus ärmlichen Verhältnissen hatte er sich durch eisernen Fleiß empor gerungen. So wurde die Arbeit seine Gefährtin, der er bis heute treu geblieben.

Herr v. Clor war heute sehr übler Laune. Er hatte bisher so gerne in diesem angenehmen, weder durch Kinderlärm noch durch Klavier- und Gesangsstudien entweihten Hause gewohnt.

Jetzt vor dem Umzuge fühlte er sich doppelt unzufrieden. So ein Umzug . . .

Da klopfte es bescheiden an die Thür. Auf sein „Herein" erschien Frau Schwarz, seine ehr- und lobesame Haushälterin. Sie überreichte dem Ministerialrat einen länglichen, stark nach Veilchen duftenden Brief, worauf sie so lautlos verschwand, wie sie eingetreten war.

Mit peinlicher Sorgfalt öffnete Clor den Umschlag. Er enthielt die Einladung zu einem Fünf-Uhr-Nachmittagsthee auf den Ostermontag bei der verwitweten Frau Oberkirchenrat Singvogel.

Dem Empfänger lief es eiskalt über den Rücken. „Gott soll mich vor Ihnen, meine Gnädige und Ihrer Mädchenschar behüten", dachte er. „Sechs Töchter und vier Pensionärinnen macht addiert zehn junge Damen. Da müßt ich am Ende noch das Tanzbein schwingen." Diese Möglichkeit veranlaßte den Herrn Rat, mißbilligend sein Haupt zu schütteln.

Er und tanzen! — Nein, nur einmal in seinem Leben auf der Hochzeit eines Kollegialmitgliedes, hatte er Tanzversuche gemacht. Beim Walzer war er unglücklicherweise nicht herum gekommen und die Damen hatten ihn ausgelacht. Es blieb ihm unvergeßlich, obgleich schon ein halbes Menschenalter darüber hingegangen war.

Lässig spielte die Hand des Einsamen mit dem originell zusammengefalteten Couvert, während er das Parfüm einsog, welches dem feinen Papier entströmte. Und der Veilchenduft erweckte höchst sonderbare Gedanken in seiner Seele. — Wie, wenn Fräulein Sofie mit ihrer Mutter allein anzutreffen wäre? Vielleicht, ja vielleicht, würde er dann riskieren, der langen, dürren Oberkirchenrätin seine Aufwartung zu machen. Deutlich sah er die Aelteste von den Sechsen vor sich. Groß, schlank, ein überzartes, schon etwas verblütes Gesicht, sanfte, schwermutvolle Augen. Eine stumme Klage sprach aus diesen Augen. Man flüsterte von einer bitteren Enttäuschung, die ihre Schatten heute noch in dies stille Mädchendasein werfen mochte. „Doch zum Kukuk, was geht das mich an? Bin ich ein Narr? Daran trägt nur dies aufdringliche Parfüm die Schuld!" Damit verbarg er die Einladung der Oberkirchenrätin in einem Schubfache seines Schreibtisches.

Er stützte den Arm auf das Sims und spähte mißvergnügt durch die Scheiben. Lustig blinzelte ihm die Sonne in das grämliche Junggesellengesicht, er mußte die Augen beschatten. Dicht vor dem Fenster unterhielten sich lebhaft einige Backfische und zwei Fox-terriers jagten bellend durch die stille Straße. — Es war einfach nicht zum Aushalten! Alles störte ihn, unwillig zog er die Vorhänge zu.

Das bekannte Anklopfen seiner Haushälterin trug auch nicht zur Verbesserung der Stimmung des Herrn v. Clor bei.

„Hat man wirklich heute keine Ruhe? Herein! Was giebt es denn schon wieder, Frau Schwarz?" Frau Schwarz, welche eine verwunderte Miene zur Schau trug, berichtete, daß Frau Sprittmeier den Herrn Ministerialrat zu sprechen wünsche. „Ich hab' se e Weil in de ung'heizte Salon g'führt", setzte sie im Flüstertone hinzu.

Clor zog die Stirne kraus. „Frau Sprittmeier?" fragte er gedehnt. „Wie komme ich zu dieser Ehre? — Geschwind, Frau Schwarz, holen Sie mir einen andern Rock!"

Der ungewohnten Hast, mit der die Metamorphose seines äußeren Menschen von statten ging, fiel ein widerspenstiger Knopf der Hausjoppe zum Opfer. Endlich steckte Clor im Gehrock und Frau Schwarz öffnete die Verbindungsthür, um der Dame zu melden, daß der Herr Ministerialrat bereit wäre, sie zu empfangen.

(Schluß folgt.)

Kunst und Wissenschaft.

= Frau Prasch-Grevenberg, die früher in Karlsruhe so beliebte Hofschauspielerin, erhielt vom Herzog von Sachsen-Meiningen das Verdienstkreuz für Kunst und Wissenschaft. Frau Prasch ist seit Jahren Ehrenmitglied des Meininger Hoftheaters. Außer ihr kann sich nur noch eine deutsche Künstlerin, die Heroine des Dresdener Hoftheaters, Pauline Ulrich, einer gleichen Auszeichnung rühmen. Sonstige Ehrenmitglieder des Meininger Hoftheaters sind Ludwig Barnay, Emil Hahn, Emerich Robert, Ernst Possart und Max Grube.

f. Baden-Baden, 11. April. Von dem letzten Abonnementskonzert, dem 10. und letzten der Wintersaison, können wir mit vollem Recht sagen: Ende gut, alles gut. Wir dürfen es unserer städt. Kurverwaltung als besonderes Verdienst anrechnen, daß sie im vergangenen Winter durch Gewinnung vieler hervorragender fremder Künstler mit Geschick und Glück ihrer Aufgabe gerecht geworden ist. Das gilt ganz besonders von den Solisten des letzten Konzertes. Die Namen Pauline Mailhac und Julius Klengel, sind in der ganzen Kunstwelt bekannt und gefeiert. Frl. Mailhac, die Großh. Bad. Kammersängerin aus Karlsruhe und der Cello-Virtuose Jul. Klengel, Professor am Konservatorium in Leipzig, sind seit Jahren Lieblinge der Baden-Badener Kunstfreunde. Beide Künstler wurden daher bei ihrem Erscheinen auf das lebhafteste von den zahlreich anwesenden Zuhörern begrüßt. Das Kurorchester leitete das Konzert mit der Ouvertüre zu „Fidelio" ein, worauf Fräulein Mailhac die Fidelwarie so innig, tiefempfunden, mit leidenschaftlicher Wärme und frischer edler Tongebung sang, daß die Anwesenden in begeisterte Kundgebungen ausbrachen. Mit großartiger Verve sang sie noch die Ballade aus „Der fliegende Holländer" von R. Wagner und „Nordlicht" von R. Pohl, worauf die Künstlerin nicht weniger als 4 mal auf die Bühne gerufen wurde. Professor Klengel verdankten wir zunächst das bisher hier

nicht gehörte Konzert H-moll für Violoncell mit Orchester von A. Dvorak. Der erste Teil ist reich an technischen Schwierigkeiten, ohne dankbar zu sein, der 2. Satz aber ist sehr schön, melodiös und stimmungsvoll. Hier entfaltete Herr Klengel den ganzen Reichtum an Tonfülle und Sanglichkeit, schöner Klangfarbe und bestrickender Wärme. Der 3. Satz, voll Frische, Leben und Energie, gab dem Künstler Gelegenheit, seine gewandte Bogenführung, kraftvollen Strich, großen Ton zu entfalten. Die Berceuse von Godard war eine köstliche Perle, die Humoreske von Klengel ein graziöses, technisches Meisterstück, das dem hervorragenden Meister wiederholte Hervorrufe und einen Lorbeerkranz einbrachte. Mit einem echt klassischen Stück wurde das Konzert durch die Kurkapelle eingeleitet, mit einer modernen Nummer der Tannhäuser-Ouverture von R. Wagner geschlossen. Der orchestrale Teil bildete mit den Solisten-Nummern ein harmonisch in sich abgeschlossenes Ganzes, nicht allein in der äußeren Zusammenstellung, sondern in der vorzüglichen Ausführung. Sämtliche Nummern waren äußerst sorgfältig vorbereitet und von den Künstlern unter Herrn Kapellmeister P. Heinz' Leitung geradezu brillant zum Vortrag gebracht. Es mag allen Mitwirkenden an dem schönen, genußreichen Konzert zur besonderen Genugthuung gereichen, daß dasselbe nebst dem Besuch vieler anderen vornehmen Gäste, auch durch die Anwesenheit S. M. des Königs von Sachsen ausgezeichnet war, der als großer Musikfreund und Kunstverständiger den Leistungen die ungeteilte Aufmerksamkeit schenkte und seine Befriedigung durch lebhaften Beifall kund gab. — Am vergangenen Sonntag schloß auch der Sängerbund Hohenbaden seine musikalische Thätigkeit mit einem Winterkonzert. Unter den verschiedenen Chören heben wir besonders „Der Gottesdienst des Waldes" von G. Angerer, und „Barbarossas Erwachen" von Zerlett hervor. Der erste Chor ist eine fortgesetzte Häufung von chromatischen Schwierigkeiten und Dissonanzen, die von einem guten und großen Verein kaum zu bewältigen sind, so daß ein hervorragender Sachverständiger bemerkte: „Nun das geht denn doch über das Bohnenlied." Die Stimmmittel der Hohenbadener erlauben es, sich eines solchen Chores zu bemächtigen, aber dankbar war die Aufgabe sicher nicht, so anerkennenswert sie auch nach den gegebenen Verhältnissen gelöst wurde. Auch der Zerlett'sche Chor ist schwer, aber er ist melodiöser, dankbarer. Er wurde sehr brav, frisch und mit gewaltiger Tonfülle gesungen. Recht schön und mit vielem Beifall ausgezeichnet waren die Volkslieder. Durch die Mitwirkung des Kammersängers Herrn Plank aus Karlsruhe und des Cellisten Kretschmar von hier erhielt das Konzert ein echt künstlerisches Gepräge. Herr Plank sang großartig schön, er wurde wie ein Held gefeiert, nach den „Beiden Grenadieren", die eine Meisterleistung in Vortrag und Auffassung waren, so lange gerufen, bis er sich noch zu einer Zugabe verstand. Herr Kretschmar, ein feiner Musiker, als Liederkomponist wiederholt ausgezeichnet, hat seine Cellosoli tadellos gespielt. Seine Cantilene ist ein wahrer Kunstgenuß. Das Konzert war sehr stark besucht, auch von vielen Mitgliedern der Gesellschaft, und von Herrn Musikdirektor L. Roothaan mit Sachkenntnis und Umsicht geleitet.

* Das vom Verein „Beethoven-Haus" zu Bonn veranstaltete Kammermusikfest findet dort vom 23. bis 27. Mai d. J. in der Beethovenhalle statt. Der erste Tag ist Beethoven, Mozart und Haydn gewidmet, der zweite Schubert, der dritte Brahms, der vierte Beethoven, der fünfte Beethoven, Mendelssohn, Schumann und Brahms. Ausführende Künstler sind: Jos. Joachim, Ehrenpräsident des Vereins, Berlin. Heinrich Barth, Berlin. Fr. Bassermann, Frankfurt a. M. Hugo Becker, Frankfurt a. M. L. Borwick, London. Fr. Grützmacher, Köln. Rob. Hausmann, Berlin. Hugo Heermann, Frankfurt a. M. Willy Heß, Köln. Frl. Charlotte Huhn, Dresden. R. Koning, Frankfurt a. M. J. Kruse, Berlin. Karl Meyer, Schwerin. Rich. Mühlfeld, Meiningen. Frl. Marcella Pregi, Paris. Jos. Schwartz, Köln. Willy Seubert, Köln. J. Slivinski, Warschau. Em. Wirth, Berlin.

Verschiedenes.

Ueber das häusliche Walten der Kaiserin Augusta Viktoria glaubt eine englisches Blatt, die „Daily Mail", folgendes mitteilen zu können: Die Kaiserin Augusta Viktoria ist das Muster einer Gattin und Mutter. In welchem Palais sie auch immer Wohnung nimmt, überall füllt sie ihre Tage ebenso nützlich aus, wie ihr hoher Gemahl die seinen. Von ihren Kammerzofen bis zu den Küchenmägden hat sie auf alle Bedienstete ein wachsames Auge. Die hohe Frau erhebt sich jeden Morgen um 6 Uhr und bereitet um 8 Uhr für den Kaiser den Kaffee. Das erste Frühstück nehmen die Majestäten ganz allein ein, indem sie einander bedienen und miteinander plaudern. Punkt 9 Uhr ist die Kaiserin in den Kinderstuben zu finden. Die Bedürfnisse einer so zahlreichen Schar erfordern eine genaue Ueberwachung. Die Kaiserin liebt es zudem außerordentlich, einen großen Teil ihrer Zeit ihren Kindern zu widmen. — Die Speiselisten für das tägliche Frühstück und Mittagessen werden der Kaiserin eingehändigt und nach ihrer Entscheidung die Menüs, bei denen des Kaisers Lieblingsgerichte immer ganz besonders berücksichtigt werden, zusammengestellt. Nachdem die Speisen ausgewählt sind, sieht die Kaiserin die Haushaltsrechnungen durch und erledigt dann ihre eigene Korrespondenz. Während der ganzen Zeit, in der die hohe Frau in der Kinderstube verweilt, trägt sie einen weichen, weißen Morgenrock und eine große weiße Schürze. Nachdem sie nach den Kindern gesehen, unterzieht sie ihre Leinenkammer einer Besichtigung. Um 11 Uhr kleidet sie sich zu einer Ausfahrt mit dem Kaiser oder zu einem Spaziergang mit ihren Kindern an, und um 1 Uhr vereinigt sich die ganze kaiserliche Familie zum Frühstück, das im engsten Familienkreise eingenommen wird. Nach demselben bleiben die Kleinen eine Stunde oder auch wohl noch länger mit ihren Eltern zusammen. Obgleich die Kaiserin über politische Angelegenheiten niemals eine Frage stellt oder über Politik eine Meinung äußert, weiß niemand mehr von den geheimsten Staatsgeschäften als sie, die ihres Gemahls innigste Vertraute ist.

Die junge Königin von Holland hat sich, wie Amsterdamer Blätter melden, darüber aufgehalten, daß sie auf den Briefmarken immer noch als Kind dargestellt ist. Auf ihren Wunsch wird daher eine Ausgabe neuer holländischer Briefmarken vorbereitet.

+ **In den April geschickt.** Einen guten Aprilscherz hat das genuesische Witzblatt „Il Successo" gemacht. Man muß wissen, daß in den letzten Tagen des März die genuesische Bevölkerung durch eine geheimnisvolle Krankheit, die durch brasilianische Papageien eingeschleppt worden ist, in Aufregung versetzt wurde. Das städtische Gesundheitsamt hatte deshalb, da in Genua sehr viele Papageien gehalten werden, einige Bekanntmachungen erlassen, in denen Vorschriften zur Verhütung der Krankheit und Merkmale der verdächtigen Papageien angegeben waren. Diese Bekanntmachungen wurden nach italienischem Brauch an die Straßenecken geheftet und vom Volke eifrig studiert. Am Morgen des 1. April nun erschien an den Straßenecken ein neues Plakat, mit dem Kreuz und den Greifen des genuesischen Stadtwappens und der Aufforderung an alle Besitzer von Papageien, diese gefährlichen Vögel auf grund des Artikels 319 des Sanitätsgesetzes und 207 der städtischen Polizeiverordnung am selben Tage noch aufs Rathaus zu bringen, wo sie im Gesundheitsamte untersucht werden sollten; alles das bei Vermeidung einer Geldstrafe von 5 Lire. Unterzeichnet war die Bekanntmachung „Il Successo", so daß es dem aufmerksamen Leser nicht wohl entgehen konnte, daß es sich um einen Aprilscherz handle. Aber fast alle Papageienbesitzer scheinen die Sache ernsthaft genommen zu haben, denn alsbald gewahrte man in den Straßen Genuas förmliche Prozessionen von Leuten, zumeist Dienstmädchen und Dienstmänner, die Papageien nach dem Rathaus trugen. Dort war man anfangs über diese Papageieninvasion nicht wenig erschrocken, bis man endlich hinter ihre Ursache kam, und nun wurde jeder neue Papagei vom Gelächter der Rathausbeamten empfangen. Am schlimmsten erging es den Papageienträgern auf dem Nachhausewege, denn da die Bevölkerung sehr bald den Scherz gemerkt hatte, so mußte jedermann, der mit einem Papagei vom Rathause kam, durch die Straßen der Stadt förmlich Spießruten laufen. Wer dagegen Papageien nach dem Rathause trug, wurde von niemanden gewarnt. Selbst einen Papageienhändler, der mit mehr als 70 dieser Vögel nach dem Rathause zog, ließ man anfangs ruhig gewähren. Schließlich erbarmte sich jemand des Gefoppten und sagte ihm: „Gehen Sie nur wieder nach Hause, guter Mann. Die Papageienverordnung ist ein Scherz." Der Händler aber sah den Warner pfiffig an und erwiderte ihm: „Diese Konkurrentenkniffe kenne ich, mein Lieber. Ich habe keine Lust, die Strafe zu bezahlen und womöglich gar mir das Geschäft zumachen zu lassen. Behalten Sie Ihre Scherze für sich." Darauf schob er seinen Karren mit den 70 Papageien weiter nach dem Rathause zu.

Humoristisches.

Zeitungshumor. R.: Das „Hamburger Fremdenblatt" (Nr. 77) erteilt in seinem Briefkasten folgende Auskunft: „K. Th. Die Glückstrümpfe werden imprägniert mit Nitraten seltener Metalle, namentlich Thorium, Cer und Didym." Glück mögen ja solche Strümpfe bringen, aber angenehm für die Haut sind sie schwerlich. — B. A.: Aus der letzten Sitzung der Gemeindebevollmächtigten in Kitzingen berichtet die „Kitzinger Zeitung" vom 30. März: „Dem Magistratsbeschlusse bezüglich Annahme der „Georg Finsterschen Armenstiftung" im Betrage von 5000 M. und der „Alfred Steigerwaldschen Schulstiftung" in gleichem Betrage wurde zugestimmt und der Vorsitzende beauftragt, den Erblassern und resp. Stiftern den Dank des Kollegiums auszusprechen." Was die Erblasser anbetrifft, kein sehr angenehmer Auftrag für den Vorsitzenden! — A. M.: Sehr hübsch wird in Nr. 68 des Oldenburger „General-Anzeigers" gesagt: „Fräulein Köttschau hat in Berlin die schwere Operation, bei der ihr Leben auf eines Haares Schneide stand, glücklich überstanden." (Aus dem Briefkasten des Kladderadatsch.)

Ja dann! „Ein armer Handwerksmann bittet um ein Almosen!" — „Was sind Sie denn?" — „Schuhmacher in Wörishofen!"

Druckfehlerteufel. ... Nach langen Kämpfen fand Fräulein Eulalia endlich den Friedel ihres Herzens. — Ein Soldatenherz ohne Fourage ist keinen Schuß Pulver wert.

Denksprüche.

Der Mond wird ewig angebellt
Von allen Möpsen dieser Welt,
Verzeihen können sie's ihm nie,
Daß er nicht auch ein Mops wie sie.

Verantwortliche Redaktion: Otto Reuß in Karlsruhe.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße.